Lebensbild

des am 18. November 1877 verstorbenen

Professor Dr. Ferdinand Victor Lucius

zu Darmstadt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

I. Jugendzeit.

Geboren am 25. Febr. 1817 zu Eichloch, Kanton Wöllstein in der Provinz Rheinhessen, erhielt Lucius in der hl. Taufe am 5. März die Namen Ferdinand Victor. Im Jahre 1822 legte sein Vater sein Amt nieder und zog nach Mainz, um dort die Erziehung und später auch die Vormundschaft der Schmidt'schen Kinder zu übernehmen.* Mit diesen erhielten auch die Kinder der Lucius'schen Familie Unterricht bei ihrem Vater, den hierbei der nachmalige Gymnasialdirector Jacob Rossmann unterstützte, und nach dessen Abgang der cand. phil. Dr. Christian Beltz, welcher später Gymnasiallehrer in Elberfeld wurde. Confirmiert wurde Lucius von dem Superintendenten Nonweiler in der St. Johanniskirche zu Mainz. Bald darauf siedelte sein Vater nach Jugenheim bei Nieder-Ingelheim über, gründete nach Erwerbung des dortigen ehemals nassau-saarbrück'schen Amtshauses eine Erziehungsanstalt und unterrichtete seine Kinder mit Hülfe des cand. theol. Gabriel Velten aus Kreuznach, von welchem der Verstorbene sagte, dass er ein Mann von ebenso ausgezeichneten Kenntnissen wie Lehrgaben gewesen sei, dem er sehr viel zu danken habe. Seine Jugendzeit in Mainz, Jugenheim und das Jugenheimer Leben hat er selbst so lebendig geschildert in der Biographie seines Vaters, dass es Ueberfluss wäre, darüber an dieser Stelle ein Wort zu verlieren. Nur das Eine sei hier noch erwähnt, dass er es war, der als 12jähriger Knabe durch den Tod seiner innig geliebten Schwester Marianne unter allen Geschwistern den grössten Verlust erlitt: ihm hatte die Entschlafene am nächsten gestanden, er war es, der an ihrem Kranken- und Sterbebette mit

* Siehe hierüber sowie über die ganze Jugendzeit: „Georg Friedrich Lucius. Zum Andenken an einen unvergesslichen Vater niedergeschrieben von Dr. Ferdinand Victor Lucius, Professor zu Darmstadt. Als Manuscript gedruckt. Darmstadt 1870. Evangelisches Bücherdepot.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wachen durfte und unvergesslich blieben ihm die Eindrücke, die er beim Sterben seiner geliebten Schwester empfing.

Gründlich vorbereitet trat der 18jährige Jüngling Ostern 1835 in die Selekta des Gymnasiums zu Darmstadt ein, dessen Director Dr. Dilthey war; seine anderen Lehrer waren besonders Lautenschläger, Bauer, Palmer, Wagner, Geist und Bossler. „Es war, schreibt er, eine harmlose, glückliche Zeit, an die ich gern zurückdenke.“ Umgang und Verkehr hatte er in den Familien Zimmermann, Schwabe, Graff und Rieger gefunden. Als er Frau Medizinalrat Rieger zum erstenmal sah, freute sich dieselbe, endlich einmal ein Glied der Familie Lucius persönlich kennen zu lernen, deren Namen sie als Tochter des Stiftsdechanten Audeus in Lich so oft geschrieben. Der junge Gymnasiast war sehr erstaunt, davon zu hören, dass es in Lich einen Luciusschen Stipendienfonds gebe und frug, sobald er nach Hause kam, seinen Vater, ob etwa ihre Familie aus Lich stamme. Nein, war die Antwort, wir stammen aus der Grafschaft Nassau-Saarbrücken. Doch Du kannst ja selbst in der Familienbibel nachlesen, was Dein Grossvater darüber hineingeschrieben hat. Er schlug die Bibel auf und las auf einem weissen beigebundenen Blatt: „Mein Vater Johann Friedrich Lucius ist geboren im Jahr 1728 am 25. Juni zu Hirschland in der Nassau-Saarbrück'schen Grafschaft Saarwerden, woselbst sein Vater Johann Jacob Lucius luth. Pfarrer aus Wohnbach im Solms-Lichischen über 50 Jahre war etc.“ Diese Entdeckung wurde für ihn der erste Anlass zur Nachforschung über Ursprung und Geschichte der Familie Lucius.

II. Studium.

Ostern 1836 bestand er die Maturitätsprüfung mit Nr. 1; das Thema, über welches er auf dem Aktus zu reden hatte, lautete: die Verbindung der Theologie mit der Kunst. Noch war der Gymnasialunterricht nicht geschlossen, als er infolge einer heftigen Erkältung bei einem Wettlauf auf dem Exerzierplatze lebensgefährlich erkrankte. Zu der Kopfrose war noch das weisse Friesel getreten; nur allmählich genas er nach fünfwöchentlichem Lager. Von dieser Zeit an hatte er fast alle seine Haare verloren.

Nach einer Erholung unter der treuen Pflege seiner trefflichen Mutter

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu Hause bezog er Pfingsten 1836 die Universität Giessen um Theologie zu studieren. Hören wir ihn selbst über diese Zeit: „Ich fand hier eine traurige Vorbildung für meinen Beruf unter der blühenden Herschaft des Rationalismus. Meine 3jährige Universitätszeit liegt wie ein öder, düsterer, schauriger Punkt in meiner Vergangenheit; sie war ohne jugendliche Frische, Wärme und Begeisterung, ohne Ideen und ohne Ideale; arme, dürre, trockene Prosa wohin man blickte, wie ein verherender Mehltau auf jede höhere Anschauung sich lagernd.“ Mit der Demagogenriecherei, die damals üblich war, vertrug sich der übersprudelnde Studentenhumor sehr schlecht, und so wurden in einem Semester 50 Studenten relegiert, so dass die Zahl der Studierenden in Giessen unter 300 herabsank. „Das Studentenleben selbst verlor jeden Reiz und bekam einen jämmerlichen, philiströsen Anstrich, den es zu meiner Zeit nicht mehr los werden konnte; die Kamelia war oben und obwol ich selbst zu ihr gehörte, ekelte mich doch die blasse Renommage an, die nun von Mitgliedern derselben ausging. In den letzten 5 Semestern wohnte ich bei braven Leuten, Schreinermeister Krailing, auf dem reichen Sand, deren Gevattersmann ich noch in meinem letzten Semester wurde. Hier hatte ich im ersten Jahre als Camisol (Hausgenoss) den Theologen Ferdinand Bender, jetzt Hofprediger in Darmstadt, und in den letzten drei Semestern meinen ebenfalls Theologie studierenden Bruder Eduard. Mit ihnen und einem engeren Freundeskreisse führte ich ein stilles und zurückgezogenes, aber fröhliches Leben, das für so manche andere Misère entschädigte. Es war einer meiner glücklichsten Momente, als ich nach bestandener Fakultätsprüfung vom Selzerberg aus das zum Ueberfluss noch in dunkle Regenwolken gehüllte Giessen hinter mir liegen sah mit dem Wonnegefühl, nicht mehr als Studiosus dahin zurückkehren zu müssen; hatte ich doch aus dieser Stadt nichts mit heim, nichts mit in's Leben zu nehmen, hatte sie mir doch selbst ein gut Stück kindlichen Glaubens geraubt, das später unter so viel Schmerzen wieder errungen werden musste.“

Schon Ende des 6. Semesters hatte er seine Fakultätsprüfung bestanden und stellte sich noch im Examensfrack den erstaunten Eltern, welche nichts davon gewusst hatten, als Candidat der Theologie vor. Von Ostern 1839 bis dahin 1840 absolvierte er das Predigerseminar zu Friedberg unter Direktor Crössmann und den Professoren Fertsch und Sell. „Gewinn trug ich, bemerkt der Candidat selbst, leider auch hier nicht davon — wie wäre das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auch möglich gewesen? Doch wurde ich durch das Predigen genötigt, mich mehr in mich selbst zu vertiefen und mir über mich selbst klarer zu werden. Das Studium der hl. Schrift, nunmehr praktisch getrieben, wirkte ebenfalls fördernd. Es bereitete sich hier allmählig ein totaler Umschwung in meiner theologischen Anschauung vor, der im nächstfolgenden Jahre schon zu einem bestimmten Abschluss kam — freilich nicht ohne viel Ringen und Kämpfen, und nicht ohne grosse Schmerzen."

Dieses Jahr 40/41 brachte er nämlich in Jugenheim zu, wo er an seines Vaters Institut als Lehrer der altklassischen Sprachen und der Mathematik neben dem später katholisch gewordenen Christfreund aus Weilburg wirkte. Letzterer, von ganz anderer theologischer und philosophischer Bildung, dabei genial und vielseitig begabt, wirkte sehr anregend auf ihn. „Wir trieben, berichtete er, manche Studien, besonders exegetische und philosophische in Gemeinschaft. Seine Bücher und Hefte taten mir wesentliche Dienste. Es eröffnete sich mir ein neues Gebiet, und die Arbeit in und am eigenen Herzen begann. Nach einer mehrwöchentlichen Reise mit Vater durch Deutschland (Bayern, Salzburg, Wien, Brünn, Olmütz, Schlesien, Sachsen, Thüringen) folgte ein Winter, der neben den anstrengenden Vorarbeiten für das Statsexamen und neben den inneren Kämpfen auch schwere äussere, drückende Sorgen und Leiden brachte. Meine Kraft erlag damals fast unter der Last, die sie tragen sollte. Zudem hatte Vater im November 1840 das Haus des verstorbenen Candidaten Jäger in Darmstadt für mich angekauft, um das von dem Genannten darin begründete Knabeninstitut von Ostern 41 an fortzuführen. Diess brachte neue Sorgen zu den alten. Doch der Herr half mitten durch die Wogen, die mich umstürmten, gnädig hindurch."

III. Lehrtätigkeit in Darmstadt.

Im Januar 1841 bestand er das Statsexamen in Darmstadt und hielt vor dem Superintendenten Nonweiler in der St. Johanniskirche in Mainz seine Probepredigt. Dann übernahm er das Institut in Darmstadt. Er sagt über jene Zeit: „Als nun gar noch alle Sorgen und Arbeiten zur Eröffnung des Instituts beseitigt und der Tag dieser Eröffnung selbst herangekommen war, trat für mich in jeder Beziehung ein völlig neuer Lebensabschnitt ein. Hinter

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mir lag abgeschlossen ein Jugendleben, das mir viele Arbeiten, schwere Sorgen heftige äussere und innere Kämpfe gebracht, wenig Lust und Freude geboten, ja sogar um jede Hoffnung auf eine bessere freundlichere Zukunft mich gebracht hatte. Ich konnte zum ersten Mal wieder seit vier langen Jahren frei und fröhlich aufatmen, das Lachen, das ich verlernt hatte, kehrte wieder, die Zukunft lag wieder heiter vor mir. Auch in meinem Innern war selige Stille und Zuversicht eingekehrt: ich hatte meinen Herrn und Erlöser, und in Ihm Leben und Seligkeit gefunden, ich wusste nun, an wen ich glaubte. Dazu kam ein schöner Lebensberuf, der meine ganze Kraft in Anspruch nahm und mich in den erfrischenden Verkehr mit der harmlosen fröhlichen Knabenwelt versetzte. Ueberdiess trat ich in Darmstadt in die innigste Verbindung mit Verwandten und Freunden, unter welchen letztern mein treuester Universitätsgenosse Bender (der jetzige Oberhofprediger) sich befand. Auch war ich in der Residenz als dem Mittelpunkt des Landes in ein reges geistiges Leben mitten hineingestellt, von welchem ich, wenigstens soweit es das kirchliche Leben betraf, persönlich stets sehr nahe berührt und oft bedeutend in Anspruch genommen wurde. Kurz, es begann für mich ein völlig neuer, für meine ganze Zukunft, für mein ganzes Leben, Denken und Streben entscheidender Abschnitt."

Am 22. April 1841 eröffnete er, 24 Jahre alt, in Verbindung mit seinem Jugendfreund Dr. Knispel, mit 38 Schülern die Anstalt. Nachdem die verwitwete Schwester seiner Mutter (Tante Susanne Trillhaas) aus Bonn zu ihm gezogen und 1½ Jahre mit seines Freundes Knispel Mutter seinen Haushalt geführt hatte, führte ihm der Herr am 3. Ostertag 1843 in Auguste Henriette Luise Genth aus Oberliederbach die für das Institut unbedingt nötige Hausfrau zu.

Seine Ehe war eine überaus gesegnete, glückliche Ehe; denn 11 Kinder, 6 Söhne und 5 Töchter, gingen aus ihr hervor und die Gattin und Mutter stand ihm in Freud und Leid, in Sorgen und Arbeit treu zur Seite als ächte Gehülfin nach innen und aussen. „Meine glücklichsten Stunden, schreibt er, habe ich in meinem Hause verlebt, im Umgang mit meinem Weibe und im Verkehr mit der grossen Kinderschaar." Brachen auch manche schwere Wetter über sein Familienleben herein, dennoch rühmt er, dass er weit mehr von Gnade und Segen während seines Ehestandes erfahren durfte.

Am 30. Dez. 1843 erwarb er sich den akademischen Grad eines Dr. philosophiae auf der Ludwigsuniversität Giessen. Eine schmerzliche Lücke entstand

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in dem schönen Familienverkehr durch den Tod der beiden Mütter der Ehegatten im Jahr 1848; doch ward sie in etwas ausgefüllt durch den Ueberzug des Schwiegervaters Phil. Christian Genth, welcher bis an seinen Tod (12. Febr. 1855) bei seinen Kindern und Enkeln in Darmstadt wohnte. Zwei Jahre vorher (12. Febr. 1853) wurde Dr. Lucius zunächst provisorisch und am 21. Okt. desselben Jahres definitiv als Nachfolger des im Januar 1853 verstorbenen Gymnasiallehrers und Freipredigers Aug. Nodnagel, zum Lehrer der Religion und der hebräischen Sprache, sowie zum Prediger an dem Darmstädter Gymnasium mit 700 Gulden Besoldung berufen, ein Beruf, der ihn nicht hinderte, sein Privatinstitut fortzuführen. Er hatte zunächst den Religionsunterricht in den 5 unteren, den hebräischen Unterricht in den 2 oberen Classen und 3 Lateinstunden in der Septima übertragen bekommen — im Ganzen 18 Stunden, — und überdiess alle 14 Tage den Gymnasialgottesdienst mit Predigt abzuhalten. Vom Herbst 53 bis dahin 56 versah er zugleich das Ordinariat der siebenten Classe. Nach dem Rücktritt des in die Oberstudiendirektion versetzten Oberconsistorialrats Dr. Palmer auf Ostern 1856 überkam er auch den Religionsunterricht in den beiden obersten Classen, wogegen ihm die lateinischen Stunden abgenommen wurden. Zugleich wurde sein Gehalt auf 1000 Gulden erhöht.

Bei seinem Eintritt in die Gymnasiallaufbahn standen ihm unter seinen Collegen viele ehemalige Lehrer zur Seite.

Als er ein Jahr in dieser Stellung sich befand, äusserte er sich einmal über seinen Beruf brieflich gegen seinen Bruder Eduard. Demselben war nämlich im Jahre 1854 die gleiche Stellung am Gymnasium zu Giessen so gut wie sicher, obschon sie später anderweit besetzt wurde, und nicht zum wenigsten war an dem — wie's damals schien — Gelingen des Planes die Treue des Darmstädter Bruders Schuld: kein Weg war ihm zu sauer und zu weit, er geht ihn, um seinem Bruder aus den schwierigen Verhältnissen in Jugenheim zu helfen. „Dies zur Notiz," schreibt er damals, „Herr Gymnasiallehrer und Kollege in spe, wenn wir zusammen auf einmal wieder auf gleicher Bahn uns befänden, Du in Giessen, ich hier, wie wäre das schön! Du glaubst kaum, welch ein herlicher Beruf das ist! Mir wächst er täglich mehr ans Herz. Dir würde es nicht anders gehen! Gott lasse es gelingen, so es Sein hl. Wille ist. Du bekommst eine schöne aber schwere Stellung, Du bekommst viel Arbeit und Mühe, aber wenig klingenden Lohn, Du bekommst viel Kampf, aber

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Siegerkrone nicht hier, sondern erst dort drüben! Dass Einer uns zur Seite steht, der mit uns kämpft und dem unter allen Umständen der Sieg gehört, dass Einer in uns ist, der in unserer Schwachheit mächtig ist, der uns hält und trägt und stützt und hebt, der uns nicht sinken, nicht ermatten lässt, stets neue Kraft uns gibt, kurz, dass wir Einen haben, der allezeit mehr, unendlich mehr tut, als wir bitten und verstehen — — das erfährt man in ganz besonderer Weise in einer solchen Stellung."

Die Aussicht, dass sein Bruder Eduard nach Giessen käme, wurde immer schwächer. Nachdem er ihn noch einmal aufgefordert, eine Audienz bei v. D zu machen („ich traue diesen vornehmen Diplomaten nicht so weit ich sie sehe") fährt er fort: „aber nun, lieber Eduard, bin ich am Ende. Doch nein! eine Audienz will ich mir noch für Dich erbitten, und zwar bei dem, der hier allein den Ausschlag zu geben hat — bei dem treuen Herrn, der einen täglich auch unangemeldet empfängt und der so gerne Bitten hört und erhört. Meine Hauptbitte aber soll die sein, dass wenn es für Sein Reich, für Dein Wol nicht taugt, was wir wünschen und erstreben, Er alle unsere Anschläge zu nichte machen wolle. Denn lieber jetzt als später das Herzweh." Als im Dezember die Nachricht von seinem Bruder eintraf, dass sein Institut immer mehr zusammenschmelze, ruft er ihm zu: Wahrlich die Not ist gross — die Hülfe kann also sicher nicht mehr ferne sein. Seine Hülfe kommt — das ist gewiss, darum nur fröhlich geharret — Er wird es schon versehen, also dass wir Ihn loben und preisen müssen." Und 14 Tage später: „Ja, es stürmt bei Dir — das ist wahr. Aber der, der die Stürme sendet, weiss ihnen auch zu gebieten und wird es zur rechten Zeit auch tun — das ist ebenso wahr. Wenn der Kampf, das Ringen am heissesten, da nur, gleich Mose, die Arme nicht sinken lassen und ob sie wol sinken möchten, da sie rechts und links von anderen Armen stützen lassen — und Amalek wird, kann nichts ausrichten, noch weniger aber siegen. Doch meine Worte lauten, als ob ich Nichts wüsste von dem Leben, das unter den Schlägen des Herrn oft das innerste Mark durchdringt. Ja ich kenne es, kenne es aus eigenster schmerzlichster Erfahrung, wenn ich auch gerne Deiner gegenwärtigen Lage in Betreff der Furchtbarkeit den Vorrang einräume vor Allem, was ich selbst schon in den engen Räumen meines Hauses erlebt. Wenn Einer, so kann gewis ich mit Dir fühlen, Dein Brief versetzte mich so lebhaft in Deine schreckliche Lage, dass mich der Schlaf stundenlang floh und ich unter schweren Gedanken mich im Bette herumwarf."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Da eröffneten sich endlich Anfang 1855 günstigere Aussichten für seinen Bruder; zum Geburtstage schreibt er ihm: „Hier gibt es in der Tat in nächster Zeit Luft. Freiprediger L. hat sehr bestimmte Aussichten ins Ausland zu kommen. Wie schön, wenn Du hierher kömmst, das wäre ja herlich! Aber wäre Dir eine solche Stelle hier angenehm? Könntest Du es wirklich mit etwa 750 Gulden wagen? Wo ich stützen und fördern kann, da soll es natürlich nie fehlen.“ „Wie wäre es schön,“ schreibt er an seine Schwägerin Luise, als ihr Mann sich entschieden hatte, sich um die Darmstädter Mitpredigerstelle zu bewerben, wenn wir einige Jahre hier miteinander verleben könnten. Wir wollten ja Freud und Leid des Lebens recht gerne miteinander tragen — nicht wahr? Vor Allem aber wolle unser treuer Herr und Heiland die ganze Angelegenheit in Seine Hand nehmen und sie so hinausführen, wie es für Euch und Eure Kinderchen am besten ist!“ Und als im Juli ihm die Nachricht zukommt, dass wirklich etwas aus der Sache werden soll, schreibt er nach Jugenheim: „So scheint denn mit des Herrn Hülfe das Ziel nahe — möge es Dir ebenso reich gesegnet sein, als es ersehnt war. Entgegengesetzte Gefühle bewegten mich; sehe ich auf mich und meine Familie, so möchte ich jubeln — denn im Verein mit treuen Geschwistern beginnt für uns ein neues Leben. Sehe ich auf Jugenheim und die dort Zurückbleibenden, so möchte ich weinen. Sehe ich endlich auf Dich und die Deinen, so möchte ich bald dieses, bald jenes tun, — weinen, dass Du unter viel Not und Mühe Dich wirst durchschlagen müssen und der Sorgen noch lange nicht ledig bist — jubeln, dass Du endlich Boden unter den Füssen gewonnen, worauf Du stehen kannst und worauf Dich auch der liebe Gott erhalten wird. — Lebe wol, grüsse Alles, auch die Frau Freiprediger, der ich mich einstweilen zu Gnaden empfehle.“ Am 3. September darf er seinem Bruder im Auftrage des Stadtschulinspektors die Mitteilung machen, dass er baldmöglichst die ihm übertragene Schulstelle antreten möge.

Herbst 1855 zog dieser denn auch als Mitprediger und Lehrer an der höheren Stadtknabenschule in Darmstadt auf, wohnte von Ostern 1856 an in seines Bruders Haus und übernahm die Mitdirektion des Instituts.

Aber die Arbeit, die Dr. Lucius als Gymnasiallehrer hatte, nahm fast alle seine Kräfte in Anspruch und so schreibt er selbst: Ich konnte für meine Person der Anstalt wenig mehr sein, sie nahm mehr und mehr ab und es wurde wiederholt an ihre Auflösung gedacht. Ostern 1858 gab er dann das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Institut wirklich auf und setzten beide Brüder den Unterricht nur noch für ihre eigenen Kinder und einige Verwandte fort, bis zum Abgang seines Bruders, welcher am 1. Januar 1861 als Pfarrer nach Rodheim versetzt ward. Aus dem sehr bewegten Instituts- und Pensionsleben seien hier nur einige Lehrer erwähnt, welche in dasselbe für kürzere oder längere Zeit mit eingriffen, als: Schick, G. Ch. Diefenbach, Stromberger, Dr. Schenkel, Dr. Gorth, G. F. Jäger u. A. Ein von ihm selbst aufgestelltes Verzeichnis seiner Pensionäre weist die Zahl 109 auf.

IV. „In Kampf und Leid."

Zu den eben kurz erwähnten Sorgen um das Wol seines Bruders im Anfang des Jahres 1854 sollten noch schwerere kommen, ja es sollte dieses Jahr das schwerste sein von allen, die er bisher erlebt. Ende März erkrankte sein 4jähriges Töchterlein Mathilde. Am 2. April schreibt er an seinen Bruder Ernst: „Wir werden unser Kind nicht behalten! Gott sei gepriesen, dass Er nach manchem Herzenssturm uns Ruhe und Ergebung in Seinem hl. Willen hat finden lassen. Wir geben Ihm Sein hl. Unterpfand mit der Freudigkeit zurück, wie sie das arme, verzagte, eigenwillige Menschenherz in solchen Tagen fähig ist. Wir loben und preisen Ihn, wenn auch unter heissen Thränen des Schmerzes. Er hat aus meiner Kinderschaar Sich nicht das Schlechteste ausgewählt — das Herzblatt des Vaters, wenn ich so ohne Sünde reden darf. Ein Stück von meinem Herzen geht mit. Trat es zu meiner Thür herein — immer war mirs, als ging mit den hellen, klaren blauen Augen mir eine Frühlingssonne auf und Friede goss der Blick kindlicher Unschuld und Freude mir stets in das Herz. Bei keinem meiner andern Kinder habe ich das je so gefühlt. Darum war ich dem kleinen lieblichen Wesen so gut. Und gerade es nimmt mir der Herr! Ich fühle und weiss, was Er damit sagen will und beuge mich unter Seine Hand in Demut und Ergebung. Mein Liebling kommt zu Seinem treuen Hirten — wo wär es besser aufgehoben, — zu seinen beiden Grossmütterchen, deren Vorzüge es in so eigentümlicher Weise in sich vereinigte." Und Tags darauf schreibt er an denselben Bruder kurz vor dem Tod seines Lieblings: „Ich bin um eine grosse innere Lebenserfahrung reicher ge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

worden und rascher als ich geahnt, ist mir aus dem schweren Leid ein grosser Segen geschaffen."

Welch tiefe Wunde dem Manne dieser Tod geschlagen, geht aus seinen Worten — 14 Tage später hervor: „Hier mitten durch den jungen Frühling ein melancholischer, wehmütiger Zug; wie sind wir so arm geworden! Doch nur hier — dort ein Schatz mehr. Oft schleicht es wie Heimweh durch die trauernde Seele." Und zwei Tage später: „Ich habe — dem Herrn sei Dank dafür — noch 7 Kinder, aber ich versichere Dich, es ist mir schon wiederholt vorgekommen, dass, wenn meine kleine Schar zusammen war, sie mir auffallend klein vorgekommen ist. Ich zählte und siehe, es waren stets richtig meine Sieben! Merkwürdig, welch eine Lücke! Gerade als fehlte mir die Hälfte der Meinen!"

Doch dies sollte nicht der einzige Todesfall für das Jahr 1854 bleiben. Im Oktober kam die Nachricht, dass sein Bruder Eugen, der in Californien weilte, plötzlich gestorben sei. „Unser guter Eugen lebt nicht mehr! Welch einen tiefen Schmerz umschliessen diese Worte, und wenn wir auch schon lange auf die so spät eingetroffene Hiobspost gefasst sein mussten, wie furchtbar hat uns doch der Schlag getroffen!" — Im November erkrankte seine Schwägerin Luise, verheiratete Hoffmann, an Abdominaltyphus, von dem sie sich nur sehr langsam erholte, nachdem sie lange zwischen Leben und Tod geschwebt hatte. Nicht so schlimm trat die ansteckende Krankheit bei seinem Sohn Constantin auf, am schlimmsten bei seinem Lehrer Kranz. Am 13. Nov. schreibt er: „Aber unser armer, armer Kranz — — wie liegt er da! Wir sehen seiner Auflösung täglich entgegen, heute um 11 Uhr wurde ihm das hl. Abendmahl von Bender gereicht, ein Akt, der mich tief erschütterte und erbaute; seitdem ist er ruhiger geworden. Er nimmt unter keiner Bedingung mehr Arznei. Er sei zum Tode bereit und harre des Todesengels, der den letzten Hauch ihm von den Lippen nehme. Er stirbt selig und ist in Gnaden angenommen, das glaube ich fest, und es liegt in diesem Glauben für mich bei allem Weh und Schmerz viel Beruhigendes und Tröstendes. So jung noch — und doch schon so weit vor uns voraus!"

Das herliche Zeugnis, welches er damals seinem treuen Weibe ausstellte, dürfen wir nicht unerwähnt lassen; er schreibt am 11. Nov. 1854 an seinen Vater: „Heute ist Gustchens Geburtstag. So hat es noch auf keinem derselben in unserem Hause ausgesehen! Wie ist da Freud und Trauer gemischt! —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ihr herzlicher Brief an Gustchen ist ihr in dieser schweren Zeit wahre Erquickung und Stärkung gewesen. Nehmen Sie auch meinen Dank dafür, Sie verdient so freundliche väterliche Worte. Sie entfaltet gegenwärtig wieder eine Tätigkeit und dabei vielfach einen Heroismus der Pflicht, die das sonst so ängstliche, besorgte Mutterherz kaum mehr erkennen lässt. Gott hat mir in dieser Frau einen grossen Schatz gegeben, ich kann Ihn dafür nie genug loben und preisen. Ach, dass Er sie mir noch lange erhalten möge! Oft fürchte ich viel bei ihren Anstrengungen, denn nur selten bleibt selbst ihre Nachtruhe, deren sie so sehr bedarf, ungestört. Und doch, wie soll man's ändern, wenn die Kranken gerade nach ihr verlangen?"

V. Das Leben in Darmstadt.

Versuchen wir es, ein Bild von ihm zu entwerfen, wie es uns aus den letzten 20 Jahren seines Lebens vor der Seele schwebt!

1. In der Schule.

Er war Lehrer mit Leib und Seel. Des Morgens früh 7 Minuten vor 7 Uhr, Sommers wie Winters, ging er mit dem ihm eigenen kurzen eiligen Schritt von seinem Wohnhaus nach dem Gymnasium, und selten kam es vor, dass er nicht Schlag 7 Uhr seinen Unterricht begann. Sein Unterricht war gründlich und anregend, er verlangte von seinen Schülern, dass sie etwas lernten, Faullenzern sass er hart auf dem Nacken. In seinen Stunden herschte die musterhafteste Ordnung und wenn je einmal einer der Schüler den Versuch machte, diese Ordnung zu durchbrechen, dann konnte er der unnachsichtigsten Strafe sicher sein. Wegen seiner Gerechtigkeit war er ein sehr beliebter Lehrer, aber er verstand es auch, durch seine Freundlichkeit und Heiterkeit das Herz der jungen Leute an sich zu fesseln, und gar manchmal kam es vor, dass er mit seinen Schülern im Unterricht herzlich lachte. Er war für jedes Anliegen derselben zugänglich und wenn er ihnen eine Freude bereiten konnte, dann war er der letzte, der das Spiel verdorben hätte. Einen Classenspaziergang mit ihm zu machen, war für die Septimaner wie Primaner die grösste Freude, da herschte Heiterkeit und ungezwungene Fröhlichkeit, dass jeder sich wol dabei fühlte; denn mit der Jugend ward er selber wieder jung, und sang, scherzte und lachte mit aus Herzensgrund. War er gegen solche, die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihm ihr Herz aufschlossen, wie ein liebreicher Vater und ging er auf bescheiden vorgebrachte Fragen oder Bedenken mit freundlichem Ernste ein, so konnte er gegen Aufgeblasenheit und Selbstüberschätzung mit einer Ueberlegenheit des Geistes, mit einer Dialektik und Ironie vorgehen, welche zum zweiten Mal herauszufordern der also Abgefertigte nicht so leicht wagte. Wusste aber einmal einer, dessen Vorbereitung auf die Stunde nicht gerade die sorgfältigste war, mit Geschick sich zu helfen, so lächelte er wol und erhob mit den Worten: „Freundchen, Freundchen!“ drohend den Finger; aber damit war's auch abgemacht und die Scharte konnte leicht wieder ausgewetzt werden.

Gerne erzählte er von den heiteren Erlebnissen in der Schule; so von jenen Kleinen, die die Namen von Hiobs drei Freunden Eliphas, Bildat und Zophar, vermöge ihrer kindlichen Mnemonik: Elefass (Oelfass), Bilda und Kanapee (Sopha!) benannten; oder von einem Sekundaner, welcher ihm, als er anno 1866 vicariando eine französische Stunde hielt, ganz ernsthaft übersetzte: Sulla entra à Rome à main armée: Sulla zog in Rom ein mit der Mainarmee. Einst hatte er einen Schüler im Hebräischen, auf den er sonst wegen seines Fleisses und seiner Trefflichkeit alle Stücke hielt, der aber in dieser Sprache durchaus nicht vorankommen wollte und auch ausserordentlich wenig Begabung dafür zeigte. Nach einigen Wochen vergeblichen Bemühens, ihn in die Geheimnisse des Katal einzuführen, frug er ihn ziemlich erregt: Sag, warum lernst Du eigentlich Hebräisch, wo Du doch gar keine Fortschritte machst? „Mein Vater hat gesagt, ich solle es lernen.“ Was willst Du denn studieren, Theologie oder Philologie? „Ei, ich will Thierarzneikunde studieren.“ Wie — Thierarzneikunde? Und dazu willst Du Hebräisch lernen? Verlegen erwiderte der Gefragte: „Mein Vater meint, ich hätte als Thierarzt doch oft mit Juden zu tun, und dazu sei mir das Hebräische dienlich.“ Dieses Erlebnisses aus seinem hebräischen Unterricht hat Dr. Lucius oft gedacht und er konnte sich jedesmal auf's Neue herzlich auslachen über die beabsichtigte Verwertung der bei ihm erworbenen Kenntnisse in dieser Sprache; und der stud. med. vet. in spe, der später eine bedeutende Autorität in seinem Fache geworden ist, wird es wol nie bereut haben, dass er von da an das Hebräische nicht mehr weiter getrieben hat. — Wer ein gut Gewissen hatte, und ehrlich gegen ihn war, der konnte stets fröhlich mit ihm verkehren, selbst wenn auch sonst bedeutende Differenzen bestanden. Das zeigte sich insbesondere auch in seiner Stellung im Lehrerkolleg des Gymnasiums; als Kollege war er allgemein be-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

liebt und geschätzt, und sein fröhlicher Scherz und Witz konnte den verknöchertsten Schulmann zum Lachen bringen.

2. Im Haus und in der Studierstube.

Das Haus, welches er in Darmstadt über dreissig Jahre von seinem Aufzug an bis an sein letztes Stündlein bewohnte, ist das mit der Front nach Norden gelegene zweistöckige Eckhaus der Elisabethen- — der alten Baustrasse und der Salbaustrasse — ehemals Magazinstrasse. Die ehemalige Weinbergstrasse stösst auf dasselbe und nach Weiterführung der letzteren bis zur Rheinstrasse hatte man von diesem Hause und speciell vom Eckzimmer — der Studierstube — aus einen Blick nach den verschiedensten Richtungen. Nach der Magazinstrasse schlossen sich früherhin die Lehrzimmer des ehemaligen Instituts an, im Hof stand ein kleines Häuschen, Waschküche etc. und ein Zimmer enthaltend, und daran schloss sich ein hübscher Garten, früher geziert mit einem von Reben gedeckten Laubgang, Ziersträuchern und einigen Akazienbäumen, unter welchen die Jugend sich so gerne tummelte; später wurde der Garten stark beschnitten dadurch, dass ein Teil desselben als Bauplatz verkauft wurde.

Ausser der Lucius'schen wohnte in dem Haus noch eine Familie zur Miete. Der Hausherr selber bewohnte, je nach dem es für ihn zweckmässig war, Jahre lang bald den unteren, bald den oberen Stock. Die Mansarden waren meist für die Pensionäre. Als in den Jahren 1856—1861 seines Bruders Eduard Familie im unteren Stock wohnte, da wimmelte das Haus von eignen und anvertrauten Kindern. Damals — es war im Sommer 1859 — trug sich jenes sinnverwirrende Gespräch zu, das ein in's Haus tretender fremder Herr mit einem wenig gewandten Pensionär des Hauses auf der untersten Treppe führte und das viel Anlass zum Lachen gab, am meisten in der Familie:

„Wohnt hier der Herr Lucius?"

„Ja, es wohnen zwei Herren Lucius hier."

„Ich will zum Herrn Dr. Lucius."

„Sie sind beide Doktor."

— — „Zu dem, der Lehrer ist."

„Sie sind alle beide Lehrer."

— — — „Nun, zu dem, der die vielen Kinder hat."

„Sie haben alle beide neun."

Nun stand der Fremde mit Lachen vor dem guten unbehülflichen Men-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schen, der endlich nach einigem Besinnen frug: „Wünschen Sie zu dem mit oder zu dem ohne Haare?“ — „Zu dem ohne Haare.“ — „Dann müssen Sie eine Treppe höher.“

Nachdem im Anfang der 60er Jahre schon einige bauliche Veränderungen stattgefunden, erfolgte im Jahr 1868, nachdem Dr. Lucius das Haus an eine Gesellschaft verkauft hatte, welche im unteren Stock eine Herberge zur Heimat einrichtete, er selbst aber in den zweiten Stock übergezogen war, ein nochmaliger aber bedeutenderer Umbau, bei dem er sich den zweiten Stock ganz nach seinem Geschmack herrichtete. Und er verstand es zu bauen und hatte seine Freude daran, wenn alles wohnlich eingerichtet war. „Seit zwei Tagen, schreibt er am 20. Mai 1868, sind wir denn nun so ziemlich definitiv in unserm zweiten Stock eingerichtet. Aber was wir durchzumachen hatten, bis es so weit gekommen, lässt sich nicht beschreiben noch denken — es war wirklich furchtbar. Und noch hört das Wändeeinschlagen, Thürenversetzen, Treppenlegen und Löcherbohren nicht auf, es wird alles oberst zu unterst gekehrt. — Unser Logis aber ist prachtvoll, und wir wünschten nur, stets darin wohnen bleiben zu können“ — ein Wunsch, der ihm wenigstens erfüllt worden ist.

Sein Studierzimmer war, wie schon gesagt, das Eckzimmer. Es war ein grosser freundlicher Raum mit drei Fenstern, deren zwei nach Norden, eins nach Westen ging, die zwar alle nicht in's Grüne, sondern auf die Strasse blicken liessen. Aber nicht umsonst boten sie den Ausblick auf mehrere Strassen. Wie oft stand der gute Onkel, wenn er Besuch erwartete, an einem derselben und hielt Ausschau, ob man von der Elisabethen- oder Weinbergstrasse herauf den Weg von der Eisenbahn nahm.

Trat man vom Hausgang aus in das Zimmer, so fiel der erste Blick auf den zwischen den 2 nördlichen Fenstern stehenden grossen doppelsitzigen Schreibtisch, ein äusserlich einfaches, aber sehr zweckgemäss eingerichtet s Möbel, das nach seiner eignen Angabe angefertigt worden war. Breit und bequem konnte er darauf die grössesten Papiere entfalten, sei es, dass er, der langjährige Hauptrechner des hessen-darmstädtischen Gustav-Adolfvereins, die Rechnungsbücher vor sich hatte, um mit der grössten Sorgfalt und Sauberkeit die Einträge zu machen, sei es, dass er grosse Stammtafeln aus so manchen geringen Notizen und Kirchenbuchsauszügen zusammenstellte. In der Mitte stand quer über den ganzen Tisch ein Aufsatz mit kleinen Gefachen, jedes

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

derselben für besondere Sachen, so eines, in dem stets eine Anzahl frisch gewaschener Taschentücher lag, während die beschmutzten in den Schnitzelkorb flogen. Stets war Ordnung auf und in dem Schreibtisch, und mit sicherer Hand wusste er allezeit zu greifen, was er begehrte. Rechts und links vom Schreibtisch befanden sich Büchergestelle, auf der Langseite noch ein Glasschrank mit Büchern und neben demselben der weisse Kachelofen mit den runden Wärmsteinen, die er zur Winterszeit auf- und abgehend manchmal in den Händen spielen liess. Die Bibliothek enthielt nicht gerade viele, aber gewählte Bücher und darunter namentlich einige erste Drucke von Luthers Schriften, dagegen eine Menge ausgezeichneter Auszüge aus bedeutenden Schriften, die er sich bei seinen Studien zu machen pflegte, und auf die er sich sicher verlassen konnte.

Auf der dem Schreibtisch gegenüberliegenden Wand stand ein Sekretär und neben demselben führte eine Thüre in ein Fremdenzimmer; die andere Langseite nahm ausser dem schon erwähnten Fenster nach Westen und dem Bücherbänkel das Sopha ein, vor dem ein runder Tisch stand. Ueber dem Sopha hingen in schöner Ordnung die Familienbilder, die er als ältester der Söhne vom Grossvater geerbt hatte. Es waren lauter gute Oelgemälde, z. T. von dem seit 1783 verschollenen Maler Lucius: des Malers Vater, der Urahne Joh. Friedr. Lucius, Gold- und Silberarbeiter aus Saarbrücken, vor der Lampe sitzend, ein Nachtstück; ihm gegenüber seine Ehefrau, eine geborene Bartels, mit den männlichen energischen Zügen; dann dieser beiden ältester Sohn Joh. Christian mit seinem scharf markierten und ihm gegenüber seine Frau, eine geborene Waxmann, mit dem feingeschnittenen, schönen, freundlichen Gesicht. Dann unser Grossvater Gg. Friedr. Lucius und „das Mütterchen", in den 40er Jahren; beide hingen zu unterst und zwischen diesen Gemälden in Halblebensgrösse hing in kleinem, rundem Rähmchen das treuherzige Schwabengesicht der Pfarrerin Waxmann, verw. Winder, geb. Käuffelin*). Endlich noch das Bild des Hausherrn und das seiner Frau aus den ersten Jahren ihrer Ehe — beides sehr gute Bilder. Mitten unter diesen Porträts hing das Bild von Jugenheim, Jahre lang das Eldorado für den Grossvater und alle seine Kinder.

---

* Diese Oelbilder hat Dr. Lucius Ende 1863 photographisch vervielfältigen lassen; nur das Nachtstück ist zu dunkel gehalten, um es photographiren lassen zu können. Dafür ist an dessen Stelle ein ziemlich defekter aber guter Holzschnitt getreten, das Bild der 1698 geborenen und 1777 gestorbenen Kath. Marg. Bartelsin geb. Beltzerin.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Es war ein zwar grosses, aber gar gemütliches Zimmer, dies Studierzimmer, in das er gemeiniglich alle Morgen um 10 Uhr von der Schule direkt zurückkehrte. Trat er ein, so stand meist schon auf dem vorderen Schieber des Schreibtisches ein Tellerchen mit Butterbrod und einer Flasche Bier, oder wurde ihm beides alsbald von seiner lieben Ehehälfte oder einer seiner Töchter gebracht. Und nun liess er sichs trefflich schmecken unter heiterem oder ernstem Zwiegespräch mit seiner Frau, die sich bei ihrer vielen Arbeit wenn irgend möglich zu dieser Zeit für $^1/_4$ Stündchen frei zu machen wusste. Gabs frische Welschnüsse, so knackte und schälte er sich diese mit besonderem Behagen, und auch in den höheren Jahren liessen ihn seine Zähne dann nicht im Stich. Die etwa angekommenen Briefe wurden gelesen, die Zeitung überflogen und dann gings, wenn nicht etwa lieber Besuch bei ihm war, an die Arbeit. Bei derselben liess er sich nur hie und da von seinen Kindern in Kleinigkeiten helfen und er lächelte freudig wenn seine Tochter Martha mit findigem Auge einen bösen Druckfehler entdeckte, der ihm entgangen war.

Bis zum Mittagessen, welches um 1 Uhr eingenommen wurde, und dann nach einem Mittagsschläfchen, bis zum Abendessen sass er für gewöhnlich an seiner Arbeit, bei welcher um 4 Uhr eine Tasse Kaffe und gegen Abend ein Glas Bier getrunken wurde. In früherer Zeit arbeitete er sehr rasch und leicht und erfreute sich noch in späteren Jahren daran, wie „flott“ er damals concipiert und in unglaublich schneller Zeit z. B. sein erstes Streitschriftchen zustande gebracht. War er aber einmal genau über einen Gegenstand orientiert und der allseitig reiflich erwogene Plan gefasst, dann eilte auch in späteren Zeiten noch die Feder mit fliegender Eile über das Papier. Hätte er nicht diese Gabe und dazu die bedeutende Arbeitskraft gehabt, dann wäre es wol kaum für ihn möglich gewesen, alles das zu bewältigen, was er teils für sich, teils für Andere arbeitete.

Alle seine Arbeiten gingen aus praktischen Bedürfnissen hervor und sollten dem wirklichen Leben dienen. Denn er war bei all seinem bedeutenden Wissen gerade das Gegenteil von einem Büchermenschen: er war eine durch und durch praktisch angelegte Natur und von akademischen Abhandlungen ein abgesagter Feind. Im Jahr 1844 gab er das erste Schriftchen heraus, es war eine Streitschrift. Ein alter evangelischer protestantischer Pfarrer hatte nämlich im genannten Jahre unter dem Titel: „Wie stehts um Euch und was tut not? Ein Sendschreiben an viele seiner Amtsbrüder dieser Zeit“ erlassen und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

darin das Unglaubliche geleistet an banausischen Angriffen gegen allen positiven Christen- und Bibelglauben. Da galt es nicht sowol zu verteidigen, es galt — wie Dr. Lucius sagt — „selbst anzugreifen, dem Gegner die Blössen zu zeigen, ihn zu entwaffnen und dadurch zum Abzug zu nötigen.“ „Nur ungern haben wir uns in die gehässigen, traurigen Kämpfe gemischt, die auf dem Gebiete des Protestantismus ausgefochten werden und auf die kräftige Entwickelung, die Macht und Einheit desselben zur Freude seiner Gegner so verderblich einwirken. Wo aber die Pflicht ruft, muss jede andre Rücksicht schweigen.“ Mit diesen kurzen Sätzen und dem Motto des Schriftchens: „Verteidige die Wahrheit bis in den Tod, so wird Gott der Herr für dich streiten (Sirach 4,32)“ ist ein grosser Teil seiner litterärischen Produkte, welche auf dem Gebiet der Kirche entstanden, nach Ursprung, Inhalt und Zweck gekennzeichnet. Von Natur war er dazu angelegt, im Frieden und in der Stille am positiven Aufbau der Kirche nach seinen Gaben und Kräften zu wirken, wie er denn dies reichlich bewiesen hat. „Wo er nur immer etwas fand und erkannte, sagt sein Biograph im Hessischen Kirchenblatt 1878, was mit der Wiederbelebung des christlich kirchlichen Lebens im Lande Hessen in Zusammenhang stand, war er mit Wort und Werk auf dem Plan, stets geleitet, an seinem Teil der Wahrheit zu dienen und Klarheit in die durch Parteileidenschaft vielfach verworrene Situation zu bringen. —“

3. Jm Familienkreisse.

Wenn irgend möglich, machte er um 8 oder 9 Uhr Abends Schluss der Arbeit, schraubte seine Lampe herunter und war mit ein paar raschen Schritten im Familienzimmer. Hier im Kreiss der Familie hatte er sein „abendliches und einziges Erholungsstündchen.“ Mit dem Eintritt in diesen Kreiss war allen Gedanken an die Arbeit, allen Sorgen, Aerger und Mühe der Abschied gegeben und als ob nichts denn lauter Heiterkeit und Lust in der Welt wäre, erschien er inmitten der fröhlichen Jugend. Wenn er dann lebhaft mit Kopf und Armen gestikulierend in ein Lied einstimmte, das gerade von einer seiner Töchter gesungen wurde, dann sah man ihm an: nun war ihm wol. „Marie ist seit 3 Wochen aus Frankfurt zurück, schreibt er am 2. Juli 1872 an seinen Neffen Richard, und wir haben doch jetzt wieder Musik im Haus, bei welcher die schöne Abschrift des Vögleins Witt Witt Witt auch ihre Rolle spielt — das ganze Haus lässt Dir für dieselbe danken!“ In jüngeren Jahren hatte er selbst fleissig musiciert, und die Sonaten von Beethoven und Mozart waren ihm

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wol bekannt. Aber nichts ging ihm über eine schöne menschliche Stimme. Dem herlichen Gesang seiner Tochter Marie mit ihrem klangvollen Alt lauschte er jeden Abend mit neuem Ergötzen und die alten lieben Lieder hörte er mit demselben Entzücken, als habe er sie noch nie vernommen. Darin war er ganz und gar wie sein Vater und seine Brüder, nur war er toleranter als ersterer und sah über die Unart, bei schöner Musik laut zu sein, leichter hinweg. Auch für geringere Leistungen in Gesang und Spiel war er dankbar und wenn der Chorus ein beliebtes Lied anstimmte, dann fehlte seine Stimme nie. „Ja: Schulmeisterei und Musik ist Luciusisch."

Ging's etwa einmal etwas still im Familienzimmer zu, was freilich selten vorkam, oder waren steife zugeknöpfte Leute anwesend, die der ganzen fröhlichen jugendlichen Schar den Atem zu Lust und Scherz benahmen, dann brauchte er nur einzutreten, um Leben in die Gesellschaft zu bringen. Da flogen die Scherzworte und er erging sich oft dermassen in harmlosen Neckereien, dass des Lachens kein Ende wurde. Und nach dem Worte: was sich liebt, das neckt sich, verfolgte er mit seinen liebenswürdigen Neckereien diejenigen am meisten, die ihm die liebsten waren. Ueberhaupt war es seine besondere Gabe, die Menschen fröhlich zu stimmen. Rebus und Leberreime mit ihm zu machen, war schon höchst ergötzlich für die Jugend, wenn er aber anfing zu erzählen — und er hatte stets zur gelegenen Zeit eine passende Anekdote oder Geschichte und erzählte meisterhaft — namentlich wenn er eigne heitere Erlebnisse zum besten gab und bei dieser Gelegenheit sich selbst am wenigsten schonte — dann hing Alles an seinen Munde. Wem unter seinen Kindern und Verwandten wäre nicht noch die Geschichte im Gedächtniss von der Reise mit dem alten Hofkirchendiener B — der Frankfurter Aanster (Einzer), das „Bouji" und „Service", oder die Geschichte von der Studentenreise in die Wetterau — die erschreckliche Wildsaujagd —, oder von dem schrecklichen nächtlichen Einbruch in seinem Hause, die sich endlich als Entlerung einer Grube entpuppte etc. etc.!

Ueber seine grosse Glatze machte er häufig seine Spässe und behauptete, dieser „Mondschein" wirke entschieden anziehend, wenn die Jugend sich um ihn drängte und stürmisch eine oder die andre Geschichte wollte zum besten gegeben haben. Durch diese Glatze trat seine starke Kopfbildung sehr hervor und so musste er denn einst dem Hofmaler Noack sitzen, der dieselbe für den Kopf des Superintendenten Adam Kraft benutzte auf dem Bilde: das Marburger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Religionsgespräch von 1529 — „so kommt doch wenigstens meine Glatze noch zu Ehren“ meinte er mit Lachen. Selten kam er dazu, mit den Seinigen einen Spaziergang zu machen, obwol dies für ihn wie für alle eine besondere Freude war. Ebenso selten war es ihm vergönnt, eine eigentliche Erholungsreise zu machen. Dazu fehlte ihm allein schon meist das nötige Geld, abgesehen von der vielen schweren Arbeit, die ihm eine Reise höchstens nur in den Ferien zu machen erlaubte. Schreibt er doch im Jahre 1864: „Bei uns gehts Gott Lob sehr gut, wenn wir uns auch tüchtig zu wehren haben ums tägliche Brod. Ich käme gar gerne in den Ferien auf einige Tage zu Euch, hätten wir nur jährlich 1000 fl. Mehreinnahme. Man weiss manchmal nicht recht, wie man durchkommen will, und wenn unser Herrgott nicht fort und fort Wunder tut, muss man menschlichem Ermessen nach in der Tat auch einmal stecken bleiben. Diese Situation ist nicht angenehm, muss aber doch gut sein, weil der Herr einen so lange drin stecken lässt und keine Aussicht auf Befreiung eröffnet.“ Machte er eine grössere Reise, so war diese durch dringende Umstände veranlasst. So ging er mit Dr. Stromberger 1849 nach Ostende, 1851 zur Industrieausstellung und zur Conferenz der evangelischen Allianz nach London, 1852 zum Kirchentag nach Bremen und über Hamburg zurück; 1866 machte er mit Hofprediger Bender, um verschiedene Diakonissenhäuser kennen zu lernen und darnach in Darmstadt selbst eine solche Anstalt zu gründen, eine Reise nach Carlsruhe, Strassburg, Basel (Beuggen, Rigi, Bodensee) Augsburg, Nürnberg und Dettelsau. In den letzten Tagen des Jahres 1863 reiste er nach Berlin, um wegen eines seiner Pensionäre einen dortigen Arzt zu konsultieren. Kam er wirklich einmal zu den Verwandten auf einige Tage, da war überall grosse Freude und man wollte den lieben Onkel dann nicht so leicht wieder fort lassen. — Wie gerne sah er aber auch selbst den Besuch seiner Geschwister und deren Kinder bei sich! „Ihr Rodheimer, schreibt er 1864, müsst öfter bei uns zusprechen, weil wir uns sonst ganz entfremdet werden könnten. Namentlich hat Luischen die heilige Verpflichtung, uns nach so vielen Jahren endlich ihren schon so lange versprochenen Besuch zu machen, denn was letzten Herbst geschehen, war doch nur ein Beweis ihres guten Willens, noch lange aber nicht was man einen Besuch nennt!!“ — Er verstand es trefflich, mit Hoch und Niedrig zu verkehren, nur mit solchen, die Platen einmal Froschmolluskenbreinaturen nennt, brachte er's nicht fertig; solche waren ihm herzlich zuwider und er hatte es zehnmal lieber mit dem Dickköpfigsten als-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mit solchen zu tun. Namentlich konnte er das sogen. sentimentale wie auch das geistreich-rhetorische Christentum nicht ausstehen: „Das Christentum besteht nicht in geistreichen Worten und Redensarten, denen die Durchschnittsbildung unsrer Zeit Beifall zujauchzt, weil sie das Gewissen nicht um seine Ruhe bringen.“ — Rücksichtslosigkeit war ihm, dem zuvorkommenden Manne gleichfalls sehr widerwärtig. „Es scheint das so zu dem neuen Studenten-Comment zu gehören, in welchen wir alte Philister uns noch nicht haben hineinleben können?! Wie doch die Welt voranschreitet! — uns Alten wird es darüber oft ganz toll im Kopf und zu Mut, als ob wir gar nicht mehr in diese Zeit hineingehörten! Nächstens suche ich mich daran zu gewöhnen, mich devotest zu entschuldigen, wenn Andre mich rücksichtslos behandeln, — vielleicht kommt man dann wieder etwas mehr in den Cours bei den Jungen — meinst Du nicht, lieber Alter oder besser: lieber Junger! Dass du mir aber nicht glaubst, ich wollte anzüglich werden!“

Zu den Erholungen am Schreibtisch gehörte es für ihn, in ruhigeren Zeiten sich mit der Zusammenstellung des Stammbaumes der Familie Lucius und der mit ihr verwandtschaftlich zusammenhängenden Familien zu beschäftigen. Freilich war das mit viel Arbeit und mit Kosten verbunden. „Ich habe für Herstellung der Lucius'schen und Beltzer'schen Stammbäume, für den 4jährigen Kampf um das Beltzer'sche Stipendium bis zum Jahr 1866 der Familie nachweislich ein Geldopfer von 70 Gulden und mehr gebracht, abgesehen von den Tagen und Nächten, die ich diesem Zwecke geopfert und den Ballen Papier, die ich verschmiert.“ Welch kindliche Freude hatte er, wenn nach manchem vergeblich geschriebenen Brief endlich die erwünschte Auskunft erteilt wurde und nach Jahr und Tag ein Stammbaum zustande gekommen war, der was Zuverlässigkeit der Angaben, Vollständigkeit und schöne Anordnung betrifft, sich wol präsentieren konnte. Ihm allein gebührt das Verdienst des Nachweises, dass unsere Familie Lucius mit dem Stifter des Lucius'schen Stipendiums verwandt ist und dadurch ein Anrecht auf Genuss desselben hat. Die Beschäftigung mit dieser Arbeit erregte so sehr sein Interesse, dass er manche Reise unternahm; manche Stunde und selbst Tage lang sass er hinter Kirchenbüchern und Akten, eine Arbeit, deren Resultat im wesentlichen das nun gedruckt vorliegende Familienbuch ist.

Welch ein treues liebevolles Herz er für die engere wie weitere Familie hatte, das wissen alle seine Verwandten, das beweisst jeder Brief, den er ge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schrieben; und wie viele hat er trotz seiner enormen Arbeitslast geschrieben! Fast keinen noch so kurzen Brief schreibt er ohne wenigstens zum Schluss einige Mitteilungen über seine Angehörigen zu machen, so dass man mit den wenigen Worten orientiert war über die ganze Familie; da referiert er über seine Frau dass sie wol sei, alles mit ihren Töchtern im Haushalt allein besorge ohne Magd und dadurch alles pünktlicher und properer sei wie sonst; oder er erzählt kurz von seinen Kindern; aber auch die Geschwister vergisst er fasst nie und wenn es nur heisst: Von Brensbach und Jugenheim haben wir Gott Lob! gute Nachrichten.

Alle seine Neffen, die das Darmstädter Gymnasium besuchten, fanden „selbstverständlich" in seinem Haus und in seiner Familie Aufnahme. Wie freut er sich mit den Eltern, wenn einer derselben tüchtige Fortschritte macht oder ein gutes Examen bestanden, wenn einer von Krankheit wieder genesen etc. etc. Was er diesen getan hat, können sie ihm zeitlebens nicht vergessen. Als sein Neffe Richard glücklicher Student geworden, dankte ihm seine Schwägerin für alle Liebe, die er ihrem Sohn erwiesen. Da antwortet er seinem Bruder Eduard: „Sage doch deinem Luischen, dass sie uns nicht so viel danken soll. Sie tut wirklich, als ob wir noch so viel an ihrem Kinde getan, noch so viel Opfer für es gebracht hätten — und treibt uns damit die Schamröte auf die Wangen. Wollten wir abrechnen, wer weiss, wer da der Schuldner bleiben würde! Zu dem ist es uns stets die grösste Freude, Euch und Euren Kindern mit unsern schwachen Kräften irgendwie dienen zu können, und wenn Ihr uns diese Freude macht, so haben wir, nicht Ihr zu danken. So viel Freude mir darum auch Richards Andenken gemacht, so hat es mich doch in grosse Verlegenheit gesetzt und wenn ich Euch dafür danke, so möchte ich Euch doch auch dafür zanken. Tut mir so Etwas nie wieder — Ihr macht mich sonst böse, und dann ist schlecht mit mir zurechtkommen, wie Ihr wisst."

VI. Politische und kirchliche Stellung.

Die Liebe und Treue gegen die Gesamtfamilie, die sich in diesen Worten ausspricht, bewährte er sein ganzes Leben hindurch, auch dann selbst, wenn zeitweilige Differenzen für andere Leute die Uebung solcher Tugenden zur

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Unmöglichkeit gemacht hätten. Differenzen gabs ja immer hin und wieder, aber sie konnten, selbst wenn sie bestehen blieben, diesen Familiensinn nicht unterdrücken. Als das Jahr 1866 die grosse Umwälzung für unser deutsches Vaterland brachte, da trat eine Spaltung in Beurtheilung des Krieges innerhalb der weiteren Familie ein. Damals trat er ebenso entschieden für Preussens Vorgehen ein, wie andere Familienglieder dasselbe verurteilten. Für ihn stand die Alternative so: Oesterreich siegt und der Protestantismus samt dem deutschen Vaterland geht unter; oder Preussen siegt und der Protestantismus entfaltet sich in einem grossen neuen deutschen Reich zu hoher Macht und Blüte. So war es denn ein Stolz für ihn, 3 seiner Söhne im Jahre 1870 in den Krieg ziehen zu sehen, und es schien ihm kein Opfer zu gross, das er nicht hätte bringen können zur Verwirklichung seines Ideales: eines grossen geeinten deutschen Vaterlandes. An Ermahnungen für seine Söhne „tapfer und mutig zu kämpfen für die höchsten und heiligsten Güter der Erde, für das Vaterland und den heimischen Heerd," fehlte es nie. Und „dass das Ende des Krieges als Frucht so vielen Blutes uns das hohe Gut eines grossen und geeinigten deutschen Vaterlands bringen werde, diese Aussicht erfüllt meine Seele mit Freude und Jubel und mit Dank gegen Gott."

So sehr er sich in der Politik erhitzen konnte, so verlor er doch darüber die Kirche nie aus dem Auge, selbst 1870 nicht, wo manchem Simson von Delila Victoria das Haupt geschoren wurde.

Anfangs der 60er Jahre hofften die lutherischen Geistlichen des Landes, es möchte doch endlich in das Consistorium ein entschieden konfessionell gerichtetes Mitglied ernannt werden, und es waren Petitionen in diesem Sinne nach Darmstadt abgegangen, als im Jahre 1862 eine solche Stelle in der Kirchenbehörde neu zu besetzen war. Auch Dr. Lucius war vorgeschlagen worden. Am 16. Juni schreibt er: Es ist wahr, dass die Behörde in ihrer Desperation auch auf den H. gekommen ist, den man als Raubvogel in kirchlichen Dingen und gegen eine gewisse misliebige Sorte von Schafen aus dem Stall Christi neben den andern vortrefflich glaubte gebrauchen zu können, nun aber ist man wieder irre geworden. So viel scheint mir richtig: eine Vertretung der luth. Kirche in der Behörde will man nicht, am wenigsten durch einen solch „Schroffen, Extremen", wie ich bin — man sucht alle nur mögliche wahre und falsche Gründe gegen meine Person hervor, die man schon bereits bei Serenissimo selbst als unmöglich verdächtigt hat." Wie ist sein Herz

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dagegen voller Dank als im Jahre 1864 Göring in das Consistorium gewählt wird und im selben Jahre Zeschwitz als Professor der Theologie nach Giessen kommt.

Mitten in alle diese Sorgen um die heimatliche Kirche fiel der Tod seiner beiden Kinder Lydia und Heinrich und der seines treuen Vaters. „Meinem Brief von gestern, schreibt er am 30. Okt. 1862 an seinen Bruder Eduard, lass ich heute noch diesen zweiten folgen, um Dir zu sagen, dass es unserm kranken Kinde besser, ja gut, ganz gut geht; denn es ist zu einem Leben genesen, da es kein Sterben mehr gibt. Seine Leiden in den letzten Stunden waren so qualvoll, dass das treue liebe Kind selbst zu dem Gebete seine Zuflucht nahm und auch uns zum Gebete auf den Knieen aufforderte. Sein Bewusstsein blieb klar bis zum letzten Augenblick und seine Gedanken bewegten sich um die Ewigkeit mit ihrer Seligkeit, um seine Lydia und das Kommen zu ihr, um die Vereinigung von Papa und Mama und allen Geschwistern dort im Himmel. Es war ein Sterbebett da der Alte von dem Kinde lernen und sich beschämen lassen konnte. Unser Elternherz blutet aus tausend Wunden, das Elternherz, das den früheren schweren Verlust noch so frisch fühlt, als ob es heute von ihm betroffen worden wäre. In 3 Monaten die beiden jüngsten lieblichen Kinder, die Freude und Wonne unsers Herzens zu verlieren — ach! lieber Bruder, wie weh, wie schmerzlich weh tut das! Doch der Herr hat es getan, Sein Wille ist der beste und wir wollen Ihn loben und preisen, auch wo Er uns so wehe tut.“

Als Ersatz für die beiden Kinder schenkte ihm am letzten Januar des folgenden Jahres 1863 der Herr einen Sohn, zu dessen Taufe sich die Verwandten von Nah und Fern einfanden. „Ich muss Dir, schreibt er seinem Bruder, besonders danken, dass Du uns einmal wieder auf einige Tage besucht und uns dadurch eine grosse Freude bereitet hast. Ich zählte zwar sicher auf Dein Kommen, da ich wusste, dass Dein Bruderherz Dich drängen würde, Dich persönlich mit uns zu freuen ob der Gnade, die der Herr uns geschenkt, aber dass Du einmal länger, ganze 8 Tage bliebest, das ist mir das Ueberraschende. Komm doch öfters auf einige Tage zu uns; Dir tut eine solche Erholung und Ausspannung gut und uns bereitest Du eine grosse, grosse Freude. — Du schlägst also jedesmal zwei Mücken mit Einem Schlag, und das soll man tun, so oft man kann!“

Schmerzlich entbehrte er es, dass er mit so wenigen seiner Collegen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wirklich harmonierte. Als eine zweite Religionslehrerstelle am Darmstädter Gymnasium besetzt werden sollte, hoffte er mit noch vielen andern, dass ein entschieden gläubiger Geistlicher für dieselbe bestimmt würde. Aber man hatte sich getäuscht; am 13. Juli 1863 schreibt er: „Heute vor acht Tagen wurde F. W. als mein College feierlich eingeführt und hielt seine Antrittspredigt. Es bewegten mich dabei manchfache Gefühle. Grüsse mir den lieben P. herzlich und sage ihm, wie es mich betrübte, bei dieser Gelegenheit nicht ihn auf unsrer Gymnasialkanzel gesehen zu haben. Es muss wol so besser sein, so schwer es uns auch wird zu glauben, und mein Verlangen nach einem treuen Collegen wird wol immer ungestillt bleiben. B. geht es bezüglich der Hofkirche nicht besser. Wie herlich hätte uns beiden doch geholfen sein können. Aber es wäre freilich wol zu gut und schön für uns gewesen!“

Das Jahr 1865 fing mit schweren Sorgen für Dr. Lucius an. Am 8. Jan. meldet er, als seine Frau heftig erkrankt war, nach Rodheim: „Das einzig Gute was ich Dir melden kann ist, dass Gustchen's Zustand sich nicht verschlimmert hat — und schon dafür haben wir Gott zu danken. Und glaubt man einmal, es sei eine Besserung eingetreten, so fehlt es nicht an rasch drauffolgender trauriger Enttäuschung. So wogt es eben ab und auf zwischen Furcht und Hoffnung und das arme Herz kommt dabei zu keinem Frieden. Doch sie lebt und atmet noch und so lange das noch der Fall ist, haben wir auch noch Recht und Pflicht zu hoffen, dass der treue Helfer in aller Not auch hier Seine Macht erweise und das teure, für uns ach! noch so notwendige und unentbehrliche Leben erhalten werde. „Der Herr wolle unser Hoffen nicht zu Schanden werden lassen!“

Am 15. April 1866 schreibt er: Nächsten Sonntag Jubilate den 22. April feire ich mein erstes 25jähriges Jubiläum, den Tag, an welchem ich hier meine öffentliche Wirksamkeit begann, aber freilich nur: so Gott will und wir leben! Vielleicht sehen wir an diesem Tage alle unsre Kinder hier um uns und gehen mit ihnen ins Elisabethenstift zum hl. Abendmahl. Der Herr lasse uns diesen Tag, den Seine Gnade uns beschert hat, gesegnet sein! Er mahnt an eine reiche Vergangenheit und an eine ernste Zukunft, an das mit mächtigen Schritten herannahende Alter und an das Ende. Gott mache es namentlich mit letzterem gut.“

Am 1. Okt. 1867 verheiratete sich seine älteste Tochter Johanna und als

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

diese ihm den ersten Enkel schenkte, schreibt er: „Herzlichsten Dank für Eure teilnehmenden Glückwünsche! Es ist allerdings ein Ereignis der Moment, in welchem man Grossvater wird. So eine Depesche fährt einem durch Mark und Bein und macht das ganze Knochengerüst wackelig, und der Funke des elektrischen Drahtes, der sie brachte, fährt einem als Zipperlein in die Gelenke! Grossvater — ein gross Wort, aber auch ein schwer Wort: es beugt den Rücken und hat den Beigeschmack von altem Eisen! Habt Ihr lieben Geschwister also schon bisher mich mit Liebe und Geduld getragen, so übt jetzt diese edlen Eigenschaften doppelt an mir — es tut Not!“

VII. Der kirchliche Kampf.

Doch so bald sollte der treue Kämpfer noch nicht zur Ruhe kommen; es lagen fast noch 10 Jahre des heftigsten nie ruhenden Kampfes vor ihm. War dieser bisher mehr theoretisch geführt worden, nun sollte er ein praktischer, sich gerade vor seinen Augen abspielender werden. In dem letzterwähnten Brief schreibt er: „Daneben bin ich armer alter Grossvater mit Arbeit aller Art überladen gewesen, so dass ich mir oft nicht zu helfen wusste. Meine Correspondenz mit B. kennst Du. Ich freue mich innig und danke Gott, dass er aus dem Kampf mit O. so glorreich und siegreich hervorgegangen ist.“ Es war die entsetzlich traurige Mitzenius'sche Angelegenheit, die er hier meint. „Es ist auch eine Eingabe an die Kammer beschlossen worden, um gegen die projektierte Presbyterial- und Synodalordnung zu protestiern. Viele aber wünschen, dass wir selbst uns klar werden über eine Aenderung resp. Besserung der gegenwärtigen Kirchenverfassung, und so habe ich denn in den letzten Tagen einen Entwurf von H. zu kritisieren bekommen und ich kann leider nicht sagen, dass diese Kritik günstig ausgefallen ist einem Luftbau gegenüber, in welchem als Arche sich unsre Kirche nimmermehr hineinretten wird. Da wird es noch viel Hin- und Herschreibens und Sprechens geben, ehe es zu einem definitiven Abschluss kommt.“

„Du siehst, ich werde ziemlich im Atem gehalten, und ich weiss oft nicht, wo anfangen und wo aufhören. Lange ertrage ich diesen Zustand nicht. Muss lich denn in Alles hineinreden? Aber man octroyiert mir eine Arbeit nach der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

andern, indem man mich am Gewissen anpackt als wenn nicht auch Andere und Bessere da wären. Ich versichere Dich, ich bin todtmüde und habe in dieser letzten Zeit viel durchgemacht. Ich würde nichts dazu sagen, wenn ich nur Früchte sähe. In den hiesigen Zeitungen, besonders Landeszeitung, bin ich in letzter Zeit viel mit genommen worden. Ich habe übrigens bis jetzt Alles ruhig über mich ergehen lassen, obschon mir die freche Lüge manchmal das Blut wallen machte."

„Wir sehen schweren Zeiten entgegen, schreibt er in demselben Jahre, und mein Verlangen steht nach Gnade und Ruhe — das Beide wolle der Herr mir schenken." Ein andermal freut er sich, dass er seine Rolle in den Kirchenkämpfen vorerst ausgespielt habe und nun ein Friedfertigerer an seine Stelle treten muss, fügt aber hinzu: „Er muss kämpfen, ob er will oder nicht, und wenn er es nicht mit schneidigen und wuchtigen Waffen tut, wird er den Kürzeren ziehen und mit Schimpf und Schande abgeführt werden! Freue mich einmal Zuschauer sein zu können." „Bei uns ging es diesen Winter — 1872/73 — Gott Lob und Dank gut, die atemlose Arbeit mit eingerechnet, in welcher auch dein armer Onkel darin steckt bis über die Ohren. Man ringt eben, bis das letzte Tröpflein der ohnedies geringen Kraft versiegt ist, bis die Füsse wanken, der Kopf und die Hände zu zittern und das Haupt zu bleichen beginnt, wie das nachgerade bei mir der Fall ist — und dann begräbt man uns, zerdrückt von Seiten der Nächststehenden eine Thräne im Auge — und — die Welt geht ruhig ihren Gang weiter! Wie ist die Welt, wie sind die Menschen nichtig! Droben sitzt der, der Alles kann, ohne den wir armen Menschen nichts, gar nichts sind, im Regiment und führet endlich doch Alles wol — das ist und bleibt dann doch immer unser einiger Trost und Hoffnung." — Und als die Wellen in den Kirchenkämpfen sehr hoch gingen: „Alle menschlichen Stützen brechen immer mehr. Auch Graf Fürstenau todt! Es bleibet eben Jesus allein — und so will Er es, damit wenn die Hülfe kommt, wir wissen und glauben, dass Er, nicht wir es getan haben, das ist allerwege in grossen Heimsuchungen Sein Tun gewesen und wird es in Ewigkeit bleiben. Er allein will unser Eins und Alles sein, und wenn Er es ist, so ist uns geholfen diesseits und jenseits!" —

Als er 1873 fünf Wochen darüber hatte hingehen lassen, ehe er seinem Neffen Richard für einen Geburtstagsbrief dankte, schreibt er: „Und für das Alles hast Du von mir noch nicht ein Sterbenswörtchen des Dankes erhalten!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Du siehst, man kann mit dem unzurechnungsfähigen Alter nicht genug Geduld tragen, und wenn ich sonst zu nichts mehr taugen sollte, als Dir ein Objekt zu sein, daran Du diese edle Kunst erlernen und üben sollst, so habe ich doch immer das süsse Bewusstsein, nicht ganz vergeblich mein Leben hier auf Erden gefristet zu sehen. Im Uebrigen würde es mir indessen eine grössere Befriedigung und Erquickung des Herzens sein, die Verbindung mit den mir von Gott am nächsten Gestellten durch regen schriftlichen Verkehr zu unterhalten, als den mir noch gebliebenen Rest der alternden Kräfte in rastloser Arbeit, in Kampf und Streit vor der Zeit vollends aufzuzehren, wenn das Gewissen mich zu der nötigen Ruhe und Gleichmütigkeit kommen liesse. So aber muss oft das Liebste hintanbleiben und das Unerquickliche den Vorzug behalten, selbst auf die Gefahr hin, da und dort einen dem Herzen Nahestehenden zu verletzen. Vielleicht wird es einmal wieder anders, wenigstens für meine arme geplagte Person, die sich nach Ruhe und Friede sehnt."

Ein hochangesehener ihm befreundeter Herr, mit dem er öfter verkehrte, der aber vollständiger Unionsmann war, hatte sich damals gelegentlich bei einem Dritten ziemlich wegwerfend über ihn und seine litterärische Tätigkeit geäussert. „Lucius sitze an seinem Schreibtisch und produciere nichts als giftige Broschüren." Dies war Dr. Lucius wieder zu Ohren gekommen und als darum besagter Herr ihn wieder einmal besuchte, verstand er es mit solcher Klarheit und Unmisverständlichkeit deutlich zu machen, was ihn dazu treibe, so scharf gegen alle falsche Union und kirchenzerstörendes Wesen zu schreiben dass derselbe diese Zurechtweisung ohne Widerrede hinnahm und sich zuletzt noch für die „gnädige Strafe" bedankte.

Es erschien nämlich jetzt eine treffliche Schrift nach der andern von seiner Hand; abgesehn von den vielen Artikeln in dem später eingegangenen Hessischen Kirchenblatt nennen wir die 1873 anonym erschienene Schrift: Die lutherische Kirche des Grossherzogtums Hessen im 19. Jahrhundert, (Frankfurt a/M., Zimmer); ferner anonym: Die neue Kirchenverfassung des Grossherzogtums Hessen vor dem Forum der Geschichte, des Rechts und der Vernunft. Ausserdem hatte er Anteil an der Broschüre von Diefenbach und Schlosser: die dermalige Lage der evangelischen Kirche im Grossherzogtum Hessen. Sein letztes höchst bedeutsames Zeugnis, ein deutlicher Posaunenton des treuen Zeugen seiner Kirche, war: Die lutherische Kirche vor der ersten Ständekammer des Grossherzogtums Hessen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Oft sass er halbe Nächte durch am Schreibtisch, wenn es galt eine Arbeit zu beschleunigen; und wie viele Arbeiten wurden ihm von Freunden zur Durchsicht und Ueberarbeitung zugesandt! Wie verstand er es, sich ganz und gar in die Arbeiten und Anschauungen Anderer hineinzuleben! Wie manchen ungehobelten, eckigen Bericht hat er glatt und rund gebracht, wie manch ungelenke Eingabe u. drgl. m. zurecht gefugt! Und bei dieser Riesenarbeit lässt er doch seinem Bruder Eduard einmal durch dessen Sohn sagen: „Er soll sich durch diesen momentanen Erguss der Verzweiflung nicht abschrecken lassen, mein Brief war allerdings im vollsten Sinn des Wortes in wahrer Desperation geschrieben gewesen; er soll meine Kräfte in Anspruch nehmen, wo er derselben zu bedürfen glaubt."

Wie wenig er aber seine Arbeiten überschätzte, sprach er einmal in seiner heiteren Weise aus: „Sage ihnen, dass ich zwar von den Herren, die in der Welt herschen, pensioniert sei, mein Herrgott mich aber noch nicht aus Seinem Dienst entlassen, sondern gewürdigt habe, in Seinem Reiche vorerst noch Stiefelputzerdienste verrichten zu dürfen, und dass ich mir auf dieses Amt nicht wenig zu gut tue, da es nicht so fern von der Fusswaschung sei." Allezeit hob er dankend hervor, wie viel er, der selbstlos für Andere lebte, von Anderen empfangen habe. So steht denn auch in seinen Notizen: „Bei aller Arbeit und Anstrengung fehlte es auch nicht an reichlicher Erquickung und Erholung. Ich kann den Herrn nicht genug loben und preisen, dass Er mir eine grosse Anzahl lieber treuer Freunde allezeit zur Seite stellt, in deren Umgang ich viel Genuss, Anregung und Kräftigung fand." Er sagt von jener Zeit: „Wenn nur hier und da eine gute Sat mit des Herrn Hülfe ausgestreut und zur Förderung Seines Reiches ein Weniges beigetragen worden sein sollte, so bin ich überreich für alle Mühe und Arbeit entschädigt — es gibt ja nichts Seligeres und Herlicheres, als in des Herrn Dienst seine Kräfte verzehren, trotz aller Schwachheit und Unwürdigkeit doch ein Werkzeug in Seinen Händen sein zu dürfen."

VIII. Das Ende.

1. Die Entlassung.

Am 18. September 1874 erfolgte plötzlich und unerwartet seine Entlassung aus dem Gymnasialdienst ohne dass er darum gebeten hatte, ohne

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Anerkennung seiner Verdienste“, ohne Auszeichnung, ohne „Gnade“. 21 Jahre hatte er mit gewis seltener Treue am Gymnasium gewirkt und die meisten seiner Schüler bewahren ihm wol ein treues Andenken. Als aber seit Beginn der 70er Jahre ein Geist der innern Auflehnung bei einem und dem andern Schüler infolge der öffentlichen und geheimen Anfeindung ihres Religionslehrers sich kund gab; als gar Stimmen laut wurden, die verlangten, dass am Gymnasium der unierten Haupt- und Residenzstadt Darmstadt der Religionsunterricht im Geist der Union erteilt werden müsste, da war für den treuen Mann der Zeitpunkt gekommen, da man ihn nicht mehr gebrauchen konnte und ihn zum alten Eisen warf. Schon im März des Jahres 1874 schreibt er, seine Verabschiedung voraussehend, an seinen Neffen Richard: „Deine Glückwünsche zum Geburtstag klangen mir wie Glückwünsche zu meiner demnächstigen Quiescierung, die ich, als nicht mehr taugend in die neue Aera des politischen und kirchlichen Liberalismus, wol verdiene und nach der ich mich in gewisser Beziehung auch wirklich sehne. Ich bin von meiner Unbrauchbarkeit von jeher überzeugt gewesen; aber die neue Aera hat unter den vielen andern auch das Verdienst, diese Ueberzeugung bei mir zu einer unumstösslichen gemacht zu haben.“ Zu seinem Geburtstag hatte ihm sein Neffe Richard damals eine Schnupftabaksdose* von Elfenbein geschenkt; da schliesst er seinen launigen Dank für dieselbe mit den für ihn so charakteristischen Worten: „Und sie hält in mir das Hochgefühl wach, zu denen zu gehören, welche man, wenn auch nicht mit Orden, doch mit Dosen beschenkt.“ Ein halbes Jahr darauf war er Gymnasiallehrer in Pension und das einzige Ehrenzeichen, das dabei für ihn abfiel, bestand in einem Wegfall mehrerer Hunderte von Reichsmark an seinem ihm gebührenden jährlichen Pensionsgehalt. Doch so tief man auch den treuen Mann durch dies alles verletzen wollte, die Herzen seiner damaligen Schüler konnte man ihm doch nicht ganz rauben. „Auf Luther's Geburtstag, schreibt er am 25. Nov. desselben Jahres, liessen mir 31 Schüler der Prima durch 6 Deputierte die Oeldruckbilder Luthers und Melanchthons als ein Zeichen ihrer Liebe und Dankbarkeit überreichen. Tag und Gabe sollten, wie die Rede des Sprechers bezeugte, eine Demonstration gegen das Verfahren der Regierung sein. Die herzliche Liebe gegen mich, welche dabei kund wurde, hat mich

* Ursprünglich ein starker Tabakraucher, stellte er das Rauchen in der ersten Hälfte der 60er Jahre plötzlich ein; von da an schnupfte er sehr stark. Seit 1875 liess er auch das Schnupfen sein.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wahrhaft gerührt. Sie ist mir mehr wert als wenn ich das „Philippchen"* erhalten hätte."

2. Rückblick auf die litterarische und kirchliche Tätigkeit.

So war er denn für die letzten Jahre seines Lebens der liebsten Tätigkeit, des Unterrichts der Jugend, beraubt, und die kurze Spanne Zeit, die ihm noch hier zu wirken vergönnt war, hat er ganz und gar im speziellen Dienst der Kirche verbraucht, ja sich darin aufgerieben. Zwar war er ordiniert am 20. Nov. 1853 in der Stadtkirche zu Darmstadt und auf die althessische Agende von 1574 verpflichtet worden, aber im Pfarramt hat er nie gestanden, wie denn auch auf diesem Gebiete seine Begabung wol nicht lag. Seine Hauptaufgabe lag im Gebrauch der Feder, die er meisterhaft zu führen verstand; sein durchdringender juristischer Verstand, seine Gründlichkeit, die sich nie genug zu tun wusste, und endlich die Tiefe des Gemüts befähigte ihn, Allem, auch dem sprödesten Stoff, den er schriftlich oder mündlich zu behandeln hatte, interessante Seiten abzugewinnen.

Ueberblicken wir noch kurz seine litterärische Tätigkeit und seine Leistungen auf dem innerkirchlichen Gebiete! Abgesehen von einigen meist auf Verlangen gedruckten Predigten, Grab- und Taufreden, ist hervorzuheben seine auf Grund der Hessischen Agende von 1574 bearbeitete Agende (1859 zu Frankfurt a. M. erschienen), welche seine tiefe Kenntnis und Begabung auf diesem schwierigen Gebiete bekundet. Wie diese Arbeit aus praktischem Bedürfniss (Diakonissenhaus) hervorging, so hat sie auch im praktischen Kirchenleben manche in der Stille gereifte Früchte getragen. Die Bedeutung der sog. Hess. Fragestücke, welche der Unionismus für sich beanspruchte, stellte Dr. Lucius in's rechte Licht in seinen vorzüglichen „Historisch-kritischen Untersuchungen über die hessischen Fragestücke", welche erst in dem 1868er Herbstprogramm des Darmstädter Gymnasiums und dann als besonderer Abdruck erschienen. Er hatte mit dieser Arbeit den wunden Fleck getroffen; es entspann sich ein litterärischer Streit zwischen ihm und Professor Dr. Heppe in Marburg. Im nächsten Jahre erschien von ihm ein Ceterum censeo: die hessischen Fragestücke und der hessische Professor Dr. Heppe. — 1870 erschien von seiner Hand „Georg Friedrich Lucius. Zum Andenken an einen unvergesslichen

* Ein bekannter hessen-darmstädtischer Orden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vater." In demselben Jahre trat auch ein von ihm zu Lampertheim gehaltener Vortrag über die finanzielle Lage der hessischen Diaspora an's Licht. Schon 1866 war ein Vortrag von ihm erschienen: Geschichte des deutsch-evangelischen Schulvereins, welchen er bei der Gründung der hessischen Conferenz dieses Vereins im Oktober gehalten hatte.

Wie Viele im Lande Hessen haben an seiner reichen Liebe Teil genommen, wie Viele von ihm Anregung und Aufmunterung in ihrem Beruf und praktische Fingerzeige empfangen! Schon zu Ostern 1845 hatte er ein theologisches Kränzchen gegründet, das allmonatlich bis in die letzten Jahre seines Lebens zusammentrat. Im Jahr 1849 rief er eine wöchentlich stattfindende Candidatenconferenz ins Leben, an welcher sich u. A. beteiligten Strack, Rieger, Schlosser, W. Bauer, Wolff, Stromberger, Schaffnit. — Sieht man hin auf die im Lande Hessen-Darmstadt vorhandenen Vereine und Anstalten des kirchlich-religiösen Lebens, so war er bei weitaus den meisten von Anfang an oder doch bei ihrer Fortführung beteiligt. So bei dem allg. Landesmissionsverein 1847, dem die jährlichen Missionsfeste in Hessen-Darmstadt ihre Förderung verdanken. Ebenso veranlasste er seit 1848 die Abhaltung von Missionsstunden in der Aula des Gymnasiums. Später erweiterte sich diese Stunde zu einem Verein zur Abhaltung von Missions- und Bibelstunden, der, zu Dr. Lucius grosser Freude, im Jahr 1855 seinen Einzug in die Schlosskirche halten durfte. 1849 gründete er das evang. Bücherdepot und leitete die Herausgabe der meisten Werke; noch in seiner letzten Krankheit beschäftigte ihn diese Angelegenheit. Er dachte daran, eine bündige hebräische Grammatik drucken zu lassen und darin seine reichen Erfahrungen auf diesem schwierigen Unterrichtsgebiet zu verwerten. Auch half er eine Volksbibliothek begründen, desgleichen einen Jünglingsverein, ferner das im Frühjahr 1851 eröffnete Rettungshaus Hänlein an der Bergstrasse. Auch ist er der Gründer und Leiter der obenerwähnten Conferenz des deutschen Schulvereins (Oktober 1866) zu Vilbel. Wesentlich beteiligt war er bei der Gründung einer Gesellenherberge „zur Heimat" in Darmstadt. Endlich gründete er als Mitglied des hessischen Ausschusses der südwestdeutschen Conferenz für innere Mission im Frühjahr 1872 einen hessischen Colportageverein. Die Statuten der meisten dieser Vereine sind von ihm entworfen.

3. Das letzte Jahr.

Epiphanias 1877 traf ihn ein Hirnschlag, der ihn fast ganz lähmte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sein weiteres Leben war von da an ein namenloses Leiden, in welches nur wenige Lichtstrahlen mehr fielen. Ein solcher Lichtstrahl war für ihn der 23. Mai, an welchem er mit seiner ihn unermüdlich und treupflegenden Gattin und seiner zur Abreise in die neue italienische Heimat sich rüstenden Tochter Martha das hl. Abendmahl genoss. Nur mit Mühe konnte er sich seiner Umgebung verständlich machen. Immer mehr und mehr löste sich sein Geist von allen irdischen Dingen ab, nur noch das Wohl und Wehe seiner teuren lutherischen Kirche beschäftigte und bewegte ihn aufs tiefste. — Mitte Juli wiederholte sich der Schlag, der Zustand wurde immer jammervoller. Am 25. Sonntag nach Trinitatis, am 18. Nov. früh morgens ½5 Uhr wurde er von seinem schweren zehnmonatlichen Leiden erlöst, und am 20. Nov. unter grosser Beteiligung in dem Familienbegräbnis zu Darmstadt zur ewigen Ruhe eingebettet.

Sein Gedächtnis bleibe unter uns im Segen!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf